

(Nachdruck verboten.)

57

Im Kreise.

Erzählung von Wacław Sieroczewski.
Deutsch von Rosa Schapire.

Alexander senkte die Augenlider, seine Lippen zitterten. „Du hast im Leben wenigstens etwas gehabt. Jetzt bleibt Dir das Kind. Ich habe nichts gehabt.“

„Daß 's gut sein!“

„Was wirst Du nun anfangen? Willst Du einreichen, daß sie Dich näher an der Stadt ansiedeln?“

„Kaum, daran habe ich nicht gedacht. Meine Pläne sind die gleichen: Ackerbau. . . Was könnte man hier anderes thun?“

Jakob zog die Schultern hoch.

„Ich glaube nicht, daß sie Land hergeben werden.“

„Wenn Du nicht einmal glaubst, daß sie hier etwas geben, dann erst recht nicht in der Nähe der Stadt.“

„In der Nähe der Stadt giebt's mehr Menschen; man kann eher bekommen, was man braucht, und Du wirst jetzt viel mehr brauchen.“

„Versteht sich, besser wär's schon. Aber wozu Lustschlösser bauen? Ehe Antwort aufs Gesuch kommt, vergehen Monate. Sie können's abschlagen, und sie thun's sicher, und ich hab' unterdessen wieder ein Jahr verloren. Der Frühling steht vor der Thür — und ich kann wieder nicht säen. Außerdem ist so ein Umzug immer mit Kosten und Verlusten verbunden. Man kann all diese Kleinigkeiten nicht mitnehmen, die scheinbar nichts bedeuten und aus denen schließlich die ganze Wirtschaft besteht. Uebrigens, offen gesagt, ich bleib' lieber hier. Hier bekomme ich mehr Land, wenn sie endlich dazu bereit sind. Ich werde eine Mühle bauen, viel säen und einen Mehlhandel anfangen. Konkurrenz giebt's keine, hier mahlen sie alle ihr Getreide mit Handmühlen und säen wenig. Die Mehlpreise sind hoch, man könnte etwas für später zurücklegen.“

„Du glaubst, daß Du so lange hier bleiben wirst?“ fragte Jakob mit einem gewissen inneren Schrecken.

„Wer weiß.“

„Und vielleicht rentiert sich die Geschichte nicht. Du wirst Arbeiter halten müssen, billig einkaufen, teuer verkaufen und schlechte Löhne zahlen. Fürchtest Du nicht, daß Du unter solchen Bedingungen das letzte verlierst. . . die Seele.“

„Was soll sie mir? . . . Verlierst Du Deine etwa nicht?“

Jakob wollte antworten, aber Alexander unterbrach ihn.

„Mein Lieber, wir haben gegeben, was wir hatten, der Rest ist unser, und es ist nur ein trauriger Rest. Wenn wir Almosen von den Zakuten annehmen, sind wir dann nicht in einer falschen Lage? . . . Verlieren wir dann nicht eben diese Seele, um die Du Dich sorgst?“

Jakob war anderer Meinung, aber er schwieg. Wiederholte er doch jedem, der ihn nur anhören wollte: Leben wie ein Hund — und er selbst gab dies Beispiel — nichts verlangen, keine besonderen Gesetze und Ausnahmestimmungen für sich erwarten und — aushalten, nur aushalten! Er sah ein, daß dies über die Kraft der meisten ging, die schon so müde geworden waren. Diese paar Kubel Zuschuß von der Regierung reichten ja nicht für die allerbescheidensten Bedürfnisse. Das Fehlende mußte man eben mit Hunger zuflicken, und darauf konnte sich ja Alexander unter den jetzigen Verhältnissen durchaus nicht einlassen. Also wozu streiten und ihm Unangenehmes sagen?

„Glaubst Du, daß mir das nicht schon zuwider ist?“ fuhr Alexander fort. „So oft der Aufseher Butter bringt, Milch und Mehl, die krümchen- und tropfenweise zusammengesparrt sind bei armen Teufeln, die vielleicht noch weniger haben als ich, ist mir's, als wenn ich einen Schlag ins Gesicht bekäme. Nie hatte ich den Mut, mich zu überzeugen, ob Gewicht und Qualität den Zusagen der Gemeinde entsprechen. Schließlich befehlen der Kniaz*) und der Aufseher mich und die Gemeinde, geben mir weniger als sie bekommen und verkaufen bessere Sachen gegen schlechtere. Nie hat's gereicht!“

Und jedes Vierteljahr dieser Kampf ums Almosen, dieser erniedrigende Handel! Daß die Zakuten danach streben, ihre Abgaben zu verringern, ist ja selbstverständlich. Solche wie mich haben sie zu Hunderten auf dem Halse, und eines schönen Tages muß das ein Ende nehmen, denn sie füttern die Infiedler nicht aus Menschenliebe, sondern aus Furcht und Gewohnheit. Im Augenblicke, wo sie sich überzeugt haben, daß ihnen von uns aus nichts droht, werden sie sich weigern. Satten wir etwa keine Beispiele? Haben sie Dir nicht das Haus verweigert? Und wenn's einmal zu Ende sein soll, dann je früher, je besser. Heute habe ich noch Mittel, noch Kraft. Und um aus einem verwünschten Kreise zu treten, muß man beinahe immer Gewalt anwenden. Und es ist notwendig, da gibt kein Ueberlegen mehr und keine Erwägungen. Ich will wieder ins Leben zurück und darum muß ich Land haben. Wenn sie wütend sind, einerlei, sie werden schon wieder gut werden. Ich habe ein Recht darauf und laß' nicht locker. Uebrigens ist mein Kind ebenso gut wie das anderer Leute.“ fügte er mit Nachdruck hinzu.

Jakob sah mit gesenktem Kopfe. Er fühlte, daß eine Mauer sich zwischen ihnen aufrichtete, die durch Erwägungen, durch Gründe nicht niederzureißen war. Er schwieg, aber es war ihm traurig zu Mute.

„Der häusliche Herd! . . . Immer das gleiche,“ sagte er sich in Gedanken.

Sie setzten ihr Gespräch nicht länger fort, schüttelten einander die Hand und gingen schlafen.

Alexander stand wie immer zuerst auf. Er brauchte nicht viel Schlaf. Er sah nach dem Herd, gab ihm Heu, machte Holz, machte Feuer an, setzte Theewasser auf, machte das Brot zurecht und Jakob und Zosia schliefen immer noch; so setzte er sich neben den Herd und achtete auf das Brot, das er röstete. Njaj lag ihm zu Füßen, blinzelte mit den Augen und hatte seinen großen Kopf vom Feuer weggewandt. Plötzlich spitzte er die Ohren, öffnete die Augen und knurrte. Die Thür ging leise auf.

„Halte den Hund fest, Fremder!“

„Still, Du weckst das Kind. . . Njaj psi!“

Bekneiden und unterwürdig trat ein in Lumpen gehüllter Zakute, mit großem Kopf und auffallend vorstehenden Augen, ins Zimmer.

„Wie geht's Dir? Was giebt's Neues? Erzähle, setz' Dich!“ begrüßte ihn Alexander, der ihm die Hand gegeben hatte.

„Was soll's geben? Nichts Neues!“

„Ach, etwas giebt's immer. Setz' Dich! Ist der Basiedatiel schon da?“

„Ja,“ antwortete der Zakute nachlässig. „Dumme Menschen, sehr dumme Menschen!“

Unmerklich hielt er mit seinen großen Augen, die ihm den Spitznamen „Froschauge“ eingetragen hatten, Umschau im Zimmer.

„Hast Dein Mädcl mitgebracht?“ fragte er flüsternd.

„Ja!“

„Und wirst Land verlangen?“

Alexander bückte sich, ohne zu antworten, über sein Brot, das er in der Pfanne zurechtstob.

„Du glaubst wohl, ich mißgönn' Dir's,“ sagte der Zakute. „Nimm, was Du kannst, das wird ein gutes Stück Brot geben. Die Erde hier ist fruchtbar, sehr fruchtbar! Wir armen Hungerleider werden auch unser Brot bei Dir finden. Es wird Arbeit geben und Geld.“

„Höre, „Froschauge“, weißt Du nicht, wer mir hier einen Trog machen könnte? Groß genug, um das Kind zu baden und Wäsche zu waschen.“

„Solch 'nen Trog könnte auch ich machen.“

„Und einen Kahn?“

„Und einen Kahn?“

„Was willst Du damit? Das wird viel Geld kosten. Einen wirklichen Kahn kann niemand machen als Tusa.“

„Hast Du mir den Pflug gemacht?“

„Ja, er trocken schon. Du kannst ihn haben.“

„Bring' ihn mir. Jetzt kann ich nicht viel aus dem Haus gehen.“

„Schön! Werd' ihn bringen. Hör', Liskandra, meine Frau schickt ein Gastgeschenk für Dein Mädcl. Dem Kinde

*) Der Rang eines Kniaz entspricht ungefähr dem eines Dorfschulzen.

Wird die Milch fehlen. Arme kleine Waise!“ Bei diesen Worten langte er unter seinem Mantel ein kleines aus Birkenrinde geflochtenes Eimerchen hervor und gab es ihm.

„Papa, wer ist das?“ rief Jozia mit ihrem kleinen Vogelstimmchen.

Sie saß aufrecht in den Rissen und betrachtete aufmerksam den Jakuten. Der Vater nahm sie auf den Arm, trug sie zum Feuer und begann sie anzuziehen. Ihre goldblonden Haare, das weiße, europäische Hemdchen, die kleinen Grübchenhände und ihr kirschrotes Mäulchen, all das interessierte den Nachbar. Er kam näher und berührte mit seinen groben, schwarzen Fingern den Körper und die Kleider der Kleinen.

„Was ist sie denn?“ fragte er nachdenklich.

„Was wir alle essen.“

„Ach! ach!“ seufzte er. „Hör' mal, Fremder, hast Du vielleicht Thee und Salz mitgebracht? Ich habe Salz sehr nötig. Die Kälber haben Durchfall; zwei sind mir gefallen.“

„Salz brauche ich selbst. Ich war nicht in der Stadt. Du wirst Kapiton bitten müssen. Weißt Du nicht, ob er Seife hat?“

„Wer kann das wissen? Wird schon welche haben. Sind ja reiche Leute, vielleicht waschen sie sich sogar.“

Alexander zog Jozia an und weckte Jakob.

„Steh' auf, Langschläfer! Der Thee ist fertig!“

„Ich bin schon lange wach,“ versicherte Jakob.

„Pure Einbildung. Du hast so geschmarzt, daß „Froschauge“ erschrocken ist und geglaubt hat, Njaj belle.“

„Wartet nicht auf mich.“

Er zog sich langsam an, während sie sich unterdessen zu Tische setzten.

„Komm' später wieder, „Froschauge“, ich bitt' Dich, und bring' eine eiserne Stange mit. Man muß das ins Eis geschlagene Loch reinigen. Es ist zugefroren, während ich fort war. Und mit der Art kann man kein Wasser kriegen,“ sagte Alexander zum Jakuten, der sich zum Aufbruch rüstete. „Bring' Maja her oder noch besser, schia' sie gleich, ich muß zu Kapiton fahren.“

„Vergiß nicht, Salz für mich mitzubringen.“

„Ich will daran denken. Schid' Maja sofort.“

Bald darauf kam Maja, „Froschauges“ zehnjähriges Mädel, eine hübsche, aber unglaublich schmutzige und abgerissene kleine Jakutin.

„Auf das Kind hätte auch ich achten können. Wozu ist sie gekommen?“ protestierte Jakob.

„Heute ist der erste Tag, sie wird sich langweilen. Laß sie sich eingewöhnen und die Menschen hier kennen lernen,“ rechtfertigte sich Alexander. Er befahl Maja, sich zu waschen, schenkte ihr eines seiner Hemden unter der Bedingung, daß sie es sofort anziehe und legte ihr ans Herz, auf Jozia zu achten. Die kleinen Mädchen baten sich aus, ihn bis zum See begleiten zu dürfen.

Das Thal, in dessen westlichem Winkel Alexanders Jurte May gefunden, bestand aus einer weiten Ebene. Ein langer See, schmal wie ein Fluß, teilte es in zwei Hälften. Derjenige Teil, den Alexander benohnte, war fast ganz von einem nassen „Kaltus“ mit ungeheuren Büscheln überwuchert. Die Büschel ragten wie runde Pflastersteine eines schlecht gepflasterten Platzes aus dem Schnee hervor. Am jenseitigen Ufer des Sees dehnten sich ebene, weißlich schimmernde Wiesen aus, dann Gestrüpp, Berder und Haine; einzelne Heuschaber hoben sich scharf ab von dem schwarzen Jaun, der sie umgab. Die eine Seite des Thales begrenzte im Halbkreis ein dunkler Wald, darüber ragten in der Ferne Bergketten in verschwimmenden Linien. Der Forst um Alexanders Ansiedelung stieß nicht an den Wald; er stand abge sondert für sich da, wie ein schönes an den Rand eines Abgrundes hingeworfenes Waldbouquet. Der Himmel, der darüber hing, durchbrach wie ein Fenster den dunklen Waldesring und ließ das Auge in die Ferne schweifen. Und gern kehrte der Blick nach diesem Punkte zurück. War es doch ein beständig wechselndes Bild, ob im Nebel weiße Dünste aufstiegen, im Sturm der Schneee sich zusammenballte oder kleine Wölkchen am Himmel trieben. Am schönsten aber war der zartblaue Himmel, klar wie eine Thraue und doch undurchdringlich und unendlich weit.

Das eine Ende des Sees berührte den Abhang und drohte sich darin zu ergießen im Augenblicke, wo das Ufer härter unterwühlt wäre, das andre verlор sich im Walde. Auf derselben Seite, wo Alexanders Ansiedelung stand, etwa eine Meile entfernt, erhob sich am Seeufer Froschauges Jurte. Der Weg zu ihr führte im Winter über den gefrorenen See.

Die Jurte umgaben Jäme und einige armelige Wirtschaftsgebäude. Vom Hain, der sie beschattete, zog sich längs des Sees eine Reihe von Bäumen, die eine schöne, natürlichen Arkadengang bildeten. Zwischen den Bäumen schimmerte der Wald in der Ferne, und die sich wie ein Band schlängelnde Straße.

In Froschauges Ansiedelung tränkte Alexander sein Pferd und ritt auf die gegenüberliegende Wiese, die in der Frühlingssonne glänzte. Ueber dem Schnee zitterte die warme Morgenluft, und der Boden glänzte im Sonnenschein in tausendfarbigem Lichtern. Brony, durchkältet, riß ungeduldig am Zügel. Alexander schlug ein schnelleres Tempo an. Er jagte über die Wiesen und ließ im Galopp das elende, kleine Dorf hinter sich, aber aus einer der Jurten kam eine junge Jakutin heraus, die das Sundegebell vor die Thür gelockt hatte. Brony warf sich wiehernd zur Seite, der Klang des silbernen Gehänges, das ihre Haare schmückte, hatte das Pferd erschreckt.

„Lissandra! Lissandra!“ rief sie und setzte über den Jaun. „Warte!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Gesundheitspflege.

Die praktische Bedeutung der Gesundheitspflege im öffentlichen Leben ist zwar schon von den ältesten Kulturvölkern anerkannt worden, jedoch war es der modernen Zeit vorbehalten, sie auf allen Gebieten zum Durchbruch zu bringen. Die Notwendigkeit gemeinsamer Abwehr feindlicher Angriffe und gemeinsamen Schutzes gegen diese, welche überall der Entwicklung staatlicher Organisationen zu Grunde lag, mußte schließlich auch dazu führen, auf dieselbe gemeinsame Weise diejenigen Einflüsse zu bekämpfen, welche das gesundheitliche Befinden der Gesamtheit störten. Dabei war von der Allgemeinheit immer nicht bloß der ungesunde Zustand an sich, sondern auch der Schlenkerian der Einzelnen zu bekämpfen, der diesen ungesunden Zustand nährte. Bereits die Staatsmänner der ältesten Staaten haben die Förderung der öffentlichen Gesundheit als eine wesentliche Aufgabe ihrer Wirksamkeit betrachtet. Man braucht nur zu erinnern an das alte Aegypten und den alten israelitischen Staat mit ihrer organisierten Bekämpfung des epidemischen Auszuges und der sexuellen Ansteckungs Krankheiten, der Abwehr der schädlichen Folgen der Unreinlichkeit, der klimatischen Fehler; nur zu erinnern an die vielen gesetzlichen Bestimmungen bezüglich Kleider, Nahrung, Bäder, Waschungen, Wohnstätten. Bestand doch schon bei den Aegyptern die öffentliche Fleischschau, und den gut befundenen Kindern wurde, wie Herodot berichtet, ein Papierstreifen um das Horn gewickelt sowie ein Siegel aus Thonerde darauf gedrückt. Auch die Griechen hatten bereits sehr früh eine öffentliche Gesundheitspflege. Die großartigen Trinkwasserleitungen wie die Stadtreinigungsbauten legen Zeugnis ab, wie man in Rom die praktischen Aufgaben öffentlicher Gesundheitspflege zu lösen suchte. Unter Augustus wurden sogar baulich-polizeiliche Vorschriften in Bezug auf die Maximalhöhe der Häuser erlassen. Die öffentlichen Bäder zeigten schon durch die Art der Anlage, daß sie auf den großartigen Wassengebrauch eingerichtet waren.

Das Christentum, welches das Recht des Individuums in höherem Grade betonte, hemmte auch durch seine asketische Richtung vielfach, wie die wissenschaftliche Entwicklung der Naturforschung überhaupt, so auch die öffentliche Gesundheitspflege. Wie ein Gelehrter zutreffend sagte: „Die Asketik erklärte dem Körper überhaupt grundsätzlich den Krieg; er ist ihr nur ein feindseliges Gefängnis des Geistes, alle organischen Instinkte und Triebe sind vom Bösen.“ Auf die öffentliche Gesundheitspflege war dies von einer schlimmen Wirkung und so wurde denn bald die Gesellschaft von den schlimmsten Seuchen heimgesucht, ohne daß sie sich derselben zu erwehren vermochte. Und diese Seuchen galten dann als eine Strafe Gottes. Für die Verachtung des „Fleischlichen“ gab es drastische Beispiele. Die 1077 gestorbene heilige Agnes verjagte sich aus Frömmigkeit jedes Bad, die heilige Margaretha wusch sich aus dem gleichen Grunde gar nicht mehr. Die Nonnen des Klosters Geisenfeld erhielten einen scharfen kirchlichen Tadel, weil sie sich aller 14 Tage badeten. Im 11. Jahrhundert verbot eine päpstliche Bulle, Sonntags zu baden oder das Gesicht zu waschen. Erst die Kreuzfahrer brachten aus dem Orient wieder die Gewohnheit regelmäßigen Badens zurück.

In die schmutzigen Städte, in die winckligen Straßen und die engen Wohnungen kam erst allmählich wieder mehr Reinlichkeit. Allgemeines Stammen erweckte es, als 1368 die Nürnberger ihre Straßen zu pflastern begannen und nicht minder betrachtete man es als Beweis eines unerhörten Reinlichkeitstriebes, als 1367 der Magistrat von Mühlberg a. d. Elbe bestimmte: „Der Mist soll mit länger auf dem Markt liegen denn 14 Tag, darauf länger nur mit Urlaub der Bürger und des Richters, bei 72 Den. Strafe.“ Allgemein stand in den Straßen der Städte das Wasser in stinkenden Tümpeln, die Fäulnisstoffe wurden zwischen den Häusern aufgeworfen, auf den Straßen wälzten sich die Schweine und die Jauche sickerte durch den Boden in das Grundwasser, von da in die Brunnen und wurde so von den Menschen getrunken. Die Friedhöfe lagen mitten in den Städten; in einer

total verpesteten Luft, deren Abströmen die winnliche Bauart der Städte und die hohen Stadtmauern verhinderten, hausten die Menschen und wurden natürlich von schrecklichen und unaußhörlichen Krankheitszuständen heimgesucht, die sich zu verheerenden Seuchen steigerten.

Die Sterblichkeit erreichte eine nie gekannte Höhe. In Berlin begann erst mit dem Anfange des 19. Jahrhunderts die Geburtenzahl die Todesfälle zu überwiegen und wie andre Städte so erhielt sich auch Berlin bloß durch seinen Zuzug vom Lande.

Diese Seuchen aber erzwangen allmählich eine systematische öffentliche Gesundheitspflege. In Deutschland mußte 1426 Kaiser Sigismund eine Verordnung erlassen, welche die Reichsstädte zwang, gegen die Pestnot besoldete Stadärzte anzustellen. In Nürnberg wurden seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts die öffentlichen Bräuhäuser unter Aufsicht gestellt, über die Beschaffenheit von Brot, Bier, Wein, über die Reinhaltung von Häusern und Straßen, Kleibern und Bettzeug von Kranken wurden Verordnungen erlassen.

Unter den deutschen Staaten ging zuerst Preußen vor. Die Pest, die von Ungarn her drohte, machte zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Stiftung des „Collegium Sanitatis“ notwendig. 1675 wurde überdies ein „Collegium medicum“ begründet und zu gleicher Zeit begannen die Magistrate der Städte, darunter auch Berlin, Kreisphysiker zu wählen. Dieses Recht wurde erst 1810 den Städten wieder genommen und ging dann auf den Staat über.

Seit 1762 hatte jede Provinz ihr Sanitätskollegium; in Berlin saß das Ober-Sanitätskollegium, dem eine ausführliche Instruktion von 1786 die Aufsicht über alle nötigen Anstalten bei epidemischen Krankheiten und „über alles, was die Erhaltung der Gesundheit und Abwendung allgemeiner Krankheitsursachen unter Menschen und Vieh betrifft“, übertrug.

Berlin selbst bemühte sich, wie andre Städte, frühzeitig, die öffentliche Gesundheit zu heben. Hierhin gehören auch die zahlreichen Vorschriften für die Gewerke über die Beschaffenheit der zum Verkauf zu bringenden Waren. Es gehören ferner hierhin die zahlreichen Vorschriften des Berliner Handelsrechts, das Lagern von Waren, das Verkaufsrecht. Berlin nahm für sich das Recht in Anspruch, von den auf der Spree oder auf den durch die Stadt laufenden Straßen durchgeführten Waren, gleichviel wohin sie bestimmt waren, das Vortweg zu laufen, was man bedurfte. Die Stadt sicherte so den Bewohnern gute und frische Ware, ein wesentlicher Bestandteil des Wohlbefindens der Bevölkerung. Auch die Zünfte versuchten durch gewisse Vorschriften für bessere Nahrungsmittel zu sorgen. Dagegen dauerte es wie anderwärts so auch in Berlin lange, bis mit dem Schlandrian des Einzelnen in der Viehhaltung gebrochen und das letzte Missethier aus den Straßen vertrieben war, wo es sonst die üblen Abwässer vor den Häusern zu Schlamm getreten und gewühlt und sich dann so lange grunzend darin gewälzt hatte, bis die Sonne den Schlamm trocknete.

Im 16. Jahrhundert erschienen zu Berlin bereits einige Verordnungen der kurfürstlichen Regierung, betreffend die Ueberwachung der Heilanstalten, Apotheken und Arzneipreise. Das im 17. Jahrhundert begründete Berliner Collegium medicum leitete die zweckmäßige Ausbildung der Studierenden aller Zweige der Heilkunde, es prüfte das gesamte Heilpersonal einschließlich der Wäber, Wundärzte, Scharfrichter und sonstiger Spezialisten jener Zeit; beaufsichtigte überdies auch deren Thätigkeit. Es revidierte die Apotheken, überwachte den ungeseglichen Verkehr mit Arzneimitteln und die Skrupulcherei. 1694 arbeitete ein Collegium medicum den Entwurf einer Medizinalordnung aus über die Pflichten und Rechte der Ärzte, Apotheker, Hebammen und Barbier, die noch heute durch ihre verständnisvolle Behandlung der Sache Bewunderung erregt. Dieser Entwurf wurde 1725 zur Grundlage eines Medizinal-Edictes der preussischen Regierung.

In einem Edikte wird darüber Klage geführt, „daß in der Medizin, Chirurgie und Pharmacie allerhand schwierige Verordnungen und höchst gefährliche Mißbräuche amoch heibleiben“, auch „daß sich Leute von allerhand Stand, Professionen und Handwerker finden, welche sich zum größten Verderb und Nachteil des innerlichen und äußerlichen Kurierens anmaßen, ja gar Medicamente selbstens präparieren und solche an die Patienten austheilen und verkaufen, und dadurch viele Menschen um ihre Gesundheit und Leben bringen“. Deshalb fände man es höchst nötig, „daß ein solches in der Medizin eingeschlichenes Unwesen und Mißbrauch ein vor allemahl gänzlich abgeschafft werde“. Die Folge war die Gründung des Ober-Collegium medicum in Berlin, der Provinzial-Collegia medica. Durch dieses Reskript wurde weiter die Zahl der Apotheken in Berlin auf „neun Deutsche und drey Französische“ reducirt, dergestalt, daß „in Berlin die drey älteste Deutsche privilegierete, in Cölln zwey, auf dem Friedrichs-Werder eine, auf der Friedrichs-Stadt eine, auf der Dorotheen-Stadt eine, und auf der Königs-Stadt eine Apotheke hinkünftig seyn, und darneben die drey Französische Apotheken und mehr nicht, wo sie schon wohnen, bleiben.“ Darnach verbot die Verordnung, abgesehen von diesen privilegierten Apotheken, den Handel mit Medicamenten, „nachdem sich auch allerlei Leute, denen das Medicinalwesen gar nichts angehet, als Buchdrucker, Buchhändler, Zuderbäder, Kaufleute, Krämer und dergleichen sich unterstanden, mit Arzeneyen zu handeln, auch viele Manns- und Frauenspersonen, denen das Arzeneh- und Apothekerwesen im geringsten nichts angehet, allerlei Medicamente selbst praeparieren und solche unter dem Schein der Gutthätigkeit

austheilen“. Auch den „Marktjähreien“ ging die Verordnung zu Leibe: „Lebrigen soll denen auf den Jahrmärkten herumziehenden Bruchschneidern und Zahn-Ärzten, auch Wurzel-Krähmern garnicht erlaubt seyn, öffentlich auszustehen und feil zu haben, wenn sie nicht besonders privilegiert sind“. Unterjagt wurde ferner „allen Studiosos Medicinae, allen Predigern sowohl in Städten, als auf dem Lande, allen Chymisten, Laboranten, Branntweimbrennern, Stöhrern von allerlei Professionen, Schäfern, alten Weibern und Egensprechern“ das Verkaufsen von „zauberischen und abergläubischen Mitteln“, den „Scharfrichtern und deren Anhang alles innere und äußere Kurieren“, „denen auf dem Lande herumziehenden Wasser- und Distacten-Krähmern, Siebmachern“ das Handeln mit „Medicamenten“, wobei noch die Verschärfung eintrat, daß die Behörden sie ihnen einfach wegnehmen sollten. Man sieht aber daraus, wie viele Wohltäter der Menschheit damals unherwanderten, von denen jeder Einzelne sein untrügliches Mittel gegen alle Krankheitszustände besaß.

Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts erlachte der Staat immer mehr die Notwendigkeit an, die Fürsorge für die öffentlichen gesundheitlichen Zustände zu übernehmen. 1808 wurde beim Ministerium des Innern eine besondere Abteilung für Medizinalwesen ins Leben gerufen. Nach der Begründung des Deutschen Reiches wurden dann die Maßregeln der Medizinal- und Veterinärpolizei der Beaufsichtigung seitens des Reiches und einer Gesetzgebung überwiesen, wodurch gesetzliche Bestimmungen dieser Art für alle deutschen Staaten rechtsgültig gemacht wurden. In der Spitze dieses ganzen Systems steht heute das Reichs-Gesundheitsamt.

Aber daneben haben auch die Städte ihr Bestreben, die besten öffentlichen Gesundheitszustände zu schaffen, fortgesetzt, und wer das Berlin von heute mit dem in alten Abbildungen, Chroniken, Werken aller Art geschilderte Berlin von ehemals vergleicht, sieht den rascheren Fortschritt, den wir gemacht haben und noch machen. Einer durchgreifenden öffentlichen Gesundheitspflege steht freilich das kapitalistische Privateigentum und das Glend des Proletariats hemmend gegenüber. Erst wenn die Gesellschaft beides beseitigt hat, wird die gesundheitliche Fürsorge der Gesellschaft für den Einzelnen und für die Gesamtheit bessere Zustände schaffen. — R.

Kleines feuilleton.

1. „Die Geschichte Venezuelas ist, seitdem das schöne Land entdeckt worden ist, eine fortgesetzte Reihe von Grausamkeiten, Mecheleien, Kriegen und Revolutionen mit kurzen Pausen des Friedens und Gedeihens. Es ist die auführerische aller leiteinisch-amerikanischen Republiken, und obgleich es der Schauplay der ersten Civilisation auf dem amerikanischen Festlande war und sich als erstes Land für die bürgerliche Freiheit erklärte, hat seine Bevölkerung sehr wenig von Weidem genießen dürfen.“ In diesem Urteil, schreiben die „Daily News“, sagt W. E. Curtis die Geschichte des Landes zusammen. Das schöne Land ist etwas über eine Million Quadratkilometer groß und wird von 1047 Flüssen, darunter dem mächtigen Orinolo, bewässert. Es hat 32 natürliche Häfen und 50 Buchen, deren größte, der Maracaibosee, über 2000 Quadratmeilen groß ist. Im Innern zeigt es ein Naturwunder, einen fast 1700 Meter über dem Meerespiegel gelegenen See. Etwa ein Drittel des Gebietes ist Acker, fast die Hälfte Weideland und das übrige hat Waldbestand. Große Rinderherden durchziehen das Land. Es lassen sich deutlich drei klimatische Zonen unterscheiden, und man hat die Wahl des ewigen Sommers oder ewigen Winters. Unter andern wachsen Bananen, Ananas, Zuderrohr, Palmen, Kokosnüsse und Orakiden in Venezuela. „Eine Reise den Orinolo hinauf auf einem der guten Dampfer, die den Yankee gehören, ist so bezaubernd wie eine Nilreise und kann von New York in etwa sechs Wochen für 1200 bis 1600 M. gemacht werden,“ sagt Curtis.

Der Kongreß, der die Legislative darstellt, hat zwei Abteilungen, den Senat und das Abgeordnetenhaus; die Senatoren werden von den Abgeordneten gewählt. Die Mitglieder des Abgeordnetenhauses werden vom Volk gewählt, und zwar einer auf 35 000. Senatoren und Volksvertreter versammeln sich vereint und ballottieren für sechsjeun aus ihrer Zahl, die als Bundesrat thätig sind, der wieder den Präsidenten wählt. Der Präsident wohnt im „Gelben Hause“, der „Casa Amarilla“. Venezuela ist berühmt durch seine Revolutionen, deren Art der amerikanische Konsul in La Guaira sehr satirisch schilderte. „Wir haben hier oft welche,“ sagte er. „Das Leben in diesem Lande ist so grausam langweilig, daß sie fast die einzige Erregung während des Jahres sind. Das wird folgendermaßen gemacht: Wenn ein Mann findet, daß eine genügende Zahl Freunde zu ihm halten, besticht er einiges Kriegsvolk zu 10 Cents pro Kopf und steht dann an der Spitze eines Heeres. Damit marschirt er in ein großes Thal in der Nähe der Stadt und erwartet die Ankunft der Regierungstruppen. Wenn diese nun kommen, ziehen sie mit allen Generalen auf die andre Seite des Thales. Sie sind ganz sicher, da beide Seiten des Thales nicht in Schußweite von einander liegen. Am frühen Vormittag, ehe die Sonne zu heiß brennt, geben beide Seiten eine Salve auf einander ab, wenden sich dann um und stürzen in die Stadt. Die Seite, die zuerst hereinkommt, ergreift alle Druckpressen und veröffentlicht den Bericht von einem glänzenden Sieg. Gewinnen die Empörer, so werden die Freunde des Führers mit Stellen im öffentlichen Dienst besetzt, an Stelle ihrer bestiegten Vorgänger, und der Staatschatz wird geleert. Die Empörer, die von der entfernteren Seite des Thales kommen, haben es nicht so leicht,

in die Stadt zu kommen; sonst würde die Regierung noch öfters wechseln." —

Pfirfichbäume aus Kernen zu erzielen. Obergärtner A. Liwa schreibt in der Wochenschrift „Nerthus“ (Altona-Dittensen, Chr. Adolff): Die Pfirsichbaumzucht aus Kernen hat viele Vorteile, aber auch mehrere Schattenseiten. Man gewinnt dabei häufig Sorten, die fast nichts tragen und ganz anders als die Mutterformen geartet sind, andre sind nur als Unterlage zum Veredeln zu gebrauchen. Doch auch gute Sorten gewinnt man aus Kernen, sind doch unsere sämtlichen besseren Sorten aus Kernen gezogen. Aus Kernen gezogene Pfirsichbäume sind meistens auch härter als veredelte und leiden auch nicht so an Gummifluß. Auf leichtem Sandboden sind die auf Pfirsichunterlagen veredelten besser, wachsen kräftig und leiden weniger als in fräftigem und Gartenboden. Pfirsichkerne zur Anzucht guter, tragbarer Bäume darf man nur von den besten, dankbarsten Sorten wählen, den Winter über müssen sie in Erde aufbewahrt werden. Sie werden vor Eintritt des Frostes, zur Zeit des Blätterabfalls, in die Erde gelegt. Vorher müssen sie aber einzeln ausgebreitet werden, damit die den Kernen anhaftenden Fleischteile trocknen. Man legt die Kerne an besten in einen Korb, schüttet Erde über sie, dann Steine (einzeln neben einander), dann wieder Erde und wieder Steine, bis der Korb voll ist. Dieser wird etwa 40–50 Centimeter tief in die Erde eingegraben und bleibt hier bis zum Frühjahr, zur Aussaatzeit der andren Sämereien. Jeder einzelne Pfirsichkern wird alsdann aufgelopft. Man legt ihn zu diesem Zweck auf einen Stein oder harten Gegenstand, die Naht stets nach oben gerichtet; schon beim leichten Anklappen gehen beide Schalen ganz leicht und glatt vom Kerne los. Die Kerne werden mit ihren Schalenhälften auf ein Beet gelegt und zwar mit der Spitze nach unten, weil sich dort die Wurzel bildet. Durch das Aufklappen wird die Keimfähigkeit auf 80 bis 90 Proz. erhöht. Die Kerne kommen 3–5 Centimeter tief unter die Erde. Wenn das Bäumchen ein Jahr alt ist, wird es an Ort und Stelle verpflanzt und auf fünf bis sechs Augen zurückgeschnitten, damit sich im zweiten Jahre die Krone bildet und dem Bäumchen dann die Form gegeben werden kann, als Spalier oder eine andre. Alsdann werden die Bäume regelmäßig im Schnitt gehalten. —

u. Schutz der Schaufenster gegen das Beschlagen. Die schönsten Schaufensterdekorationen werden zwecklos, wenn das Fenster beschlägt. Niemand kann dann etwas erblicken. Man schützt sich nun gegen das Beschlagen, wie auch gegen das Vereisen der Schaufenster vielfach dadurch, daß man an ihrem unteren Rand eine Reihe von Gasflammen brennen läßt; das verbietet sich aber überall da, wo leicht entzündliche Gegenstände im Schaufenster befestigt sind, die von den offenen Gasflammen in Brand gesteckt werden können. Hier, wie übrigens auch sonst, ist das beste Mittel gegen das Beschlagen der Schaufenster, daß man die Temperatur im Schaufenster der der Außenluft möglichst gleich macht. Um diesen Zweck zu erreichen, genügt es, an den oberen und unteren Rahmen des Schaufensters je nach seiner Breite in Abständen von je 10–15 Centimeter kreisrunde Löcher von etwa 2 Centimeter Durchmesser einzubohren, die man übrigens in der wärmeren Jahreszeit, wo sie überflüssig sind, durch Korkstopfen verschließen kann. Durch die oberen Löcher fließt die wärmere Luft stets abströmen, durch die unteren Löcher fließt die kalte Luft der Straße beständig herein, und diese Luftströmungen verhindern das Beschlagen der Schaufenster. —

Bitterarische.

e. k. „Verworfenne.“ Novellen von Hans Ostwald (Berlin, Julius Bard). — Es ist ein sonderbares Buch, denn es erzählt von allehand sonderbaren Leuten. Von Ausgestoßenen, im Glend Verkommenen, von Pechbögen und Unglücksraben, die das „Glück“ mied oder die es leichtfüßig verpachten, in den Wind schlugen, kurz, es erzählt von Pennbrüdern, Stromern und solchen, die es werden, von Leuten, die „am Wege sterben“. . . Ein warmer Ton des Mitlebens liegt über den Geschichten, manchmal auch jener Humor, der an der äußersten Grenze eines verfehlten Daseins in armen Menschenseelen aufleuchtet, die nichts mehr wünschen und erwarten und nichts mehr zu verlieren haben. Viel der Geschichten sind es nicht und die meisten tragen kaum mehr als das Merkmal der Skizze, der, wenn ich so sagen soll, gebrochenen Melodie zur Schau. Alle sind sie impressionistisch, Bildbilder: ähnlich dem Leben jener Gesellen, das ja auch gleichmäßig und gleichmütig vorbeigeht und keine Spur zurückläßt. Diese „Verworfennen“ zählen aber nicht zur Kategorie der Gefährlichen, tierisch Gemeinen, in deren schwarzer Seele längst jede menschliche Regung erstarbt. Sondern es sind gutmütige Kameraden, die freundschaftlich mit einander gehen, weil sie das gleiche Los tragen. Die weite Erde ist ihr Haus, die Landstraße ihr Revier, der Himmel, ob heiter, ob regendicht verhangen, ob frostig starrend oder sonnig lächelnd, ist ihr Dach. Vögel singen hoch oben und im Wuschwert, und Käfer ziehen und Grillen zirpen im Grase. . . Auch einige andre Menschen gehen da vorüber, Männer und Weiber, aus besserer, aus gesicherter Sphäre, sündhaft wie die übrigen alle, weil sie Menschen sind. Wer wird nicht bei den Geschichten „der Verkommenen“, „Menschen vom Wege“, „Entwurzelt“, „Die Erinnerung“ länger verweilen? Wem werden da nicht die Vorfühergeschichten eines Maxim Gorki in den Sinn kommen? Dort der Russe. Hier ein Deutscher. „Vorfüher“: ein wurzelstarkes Talent, das aus der Tiefe des Selbsterlebten schöpft. Mehr bedarf's nicht. —

Verantwortlicher Redakteur: Carl Reid in Berlin. — Druck und Verlag: Borna's Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Technisches.

es. Die elektrische Schreibmaschine. Obgleich die Schreibmaschine ohnehin als die erfolgreichste technische Leistung der letzten beiden Jahrzehnte bezeichnet werden kann, ist man mit dem Erreichten noch immer nicht zufrieden. Das neueste auf diesem Gebiete ist die Anwendung der Elektrizität auf die Schreibmaschine. Die Schnelligkeit, die Bequemlichkeit und die Leichtigkeit des Arbeitens soll dadurch noch weiter gesteigert werden, indem ein Teil der Arbeitskraft durch einen Elektromotor übernommen wird. Selbstverständlich kann es der menschlichen Hand nicht abgenommen werden, die Tasten anzuschlagen, aber während jetzt ein erheblicher Druck dazu gehört, namentlich wenn zu einer gleichzeitigen Erzeugung mehrerer Kopien gearbeitet wird, soll künftig durch Vermittlung der Elektrizität ein Niederdrücken der Tasten um den geringen Betrag von 3 Millimeter genügen. Das Anschlagen der Hebel übernimmt dann der elektrische Strom, ebenso das Verschieben des Wagens zum Uebergehen auf eine neue Zeile, das Unterstreichen und sonstige Verrichtungen, die bisher durch zeitraubende und kraftkostende Handgriffe ausgeführt werden mußten. Der Elektromotor läßt sich auf das genaueste einstellen, so daß der Druck der Typenhebel auf das Papier in gewünschter Stärke ausfallen kann. Das bedingt den weiteren Vorzug, daß die Schrift eine Gleichmäßigkeit erhält, wie sie durch die menschliche Hand gar nicht bewirkt werden kann. Außerdem wird das Schreiben auch sehr viel schneller vor sich gehen, weil die Hand die Tasten der Maschine überhaupt nicht mehr zu verlassen braucht. Erst dann wird die Handhabung der Tasten gleich denen eines Klaviers zur Wahrheit werden, da zum Beginn einer neuen Zeile nur ein kleiner Knopf gedrückt zu werden braucht, um den Motor zu der Verrichtung zu veranlassen, die bisher nur durch die Hand vorgenommen werden konnte. Es wird im allgemeinen zugegeben, daß bei der Arbeit auf der Schreibmaschine etwa die Hälfte der Zeit durch die Bedienung des Wagens zur Einrichtung der Zeile verbraucht wird. Die neue Maschine würde also eine große Zeitersparnis bedingen und gleichzeitig auch die Handhabung zu einer weit weniger ermüdenden machen. —

Humoristisches.

— Deutlich. Erna: „Na, Mädchen, was würdest Du thun, wenn Du so Klavierpielen könntest wie ich?“
Mädchen: „Dann würde ich Klavierunterricht nehmen.“ —
— Ein unglücklicher Passagier. (Im Schlafwagen.)
Der im unteren Bett: „O je, o je!“
Der im oberen Bett (wacht auf): „Herr, fehlt Ihnen etwas?“
Der im unteren: „Ach Gott! Auah! O jemine! Ach, ach!“
Der im oberen: „Über Sie ähzen ja so furchtbar! Sind Sie krank? Kann man Ihnen vielleicht helfen?“
Der im unteren: „Nein. Mir kann kein Mensch helfen. Ich fahre schon die dritte Nacht im falschen Zuge!“ —
(„Luftige Blätter.“)

Notizen.

— Gundaccar v. Suttner, der Gatte Bertha v. Suttners, ist, 52 Jahre alt, gestorben; er schrieb Romane und ethnologische Novellen, die zu einem großen Teil im Kaufhaus spielen. —
— Die Neue Freie Volksbühne bringt am 14. und 21. Dezember (nachmittags 1/3 Uhr) Carl Hauptmanns dreiaktiges Schauspiel „Marianne“ im Belle-Alliance-Theater zur Aufführung. Paula Nieger vom Neuen Theater spielt die Titelrolle. —
— Ein neues Schauspiel von Richard Stowronnek „Waterlant“ ist vom Schauspielhause zur Aufführung angenommen worden. —
— „Pastor Hansen“, ein Schauspiel von Ernst Möller, erlebt am 20. Dezember im Neuen Theater die Erstaufführung. —
— Die königliche Oper in Budapest bringt als erste Bühne am 16. Dezember Goldmarks neue Oper „Göz von Verlicingen“ heraus. —
— Der Friedenspreis der Nobel-Stiftung ist nicht Professor von Martens in Petersburg, sondern Elia Ducommun und Dr. Albert Gobat, beide in Bern, zugefallen. Ducommun hat seit 1890 unentgeltlich das internationale Friedensbureau geleitet. Gobat ist seit zehn Jahren Vorsitzender der interparlamentarischen Friedensunion. —
— Sämtliche Gletscher des Oberengadins sind, wie man der „Frankfurter Zeitung“ schreibt, im Schwinden begriffen; der Roseggletscher ist seit der letzten Messung um 24,1 Meter zurückgegangen, der Mortaratsgletscher um 13,3 Meter, doch zeigt dieser Gletscher an einer Stelle ein Vorrücken von 7 Metern. Der Pasülgletscher ist auf der ganzen Linie zurückgegangen, und zwar um durchschnittlich 14,6 Meter; der Fornogletscher ist durchschnittlich um 14,2 Meter zurückgewichen und an zwei Stellen um 6,5 Meter vorgerückt. Der Piemogletscher ist um 11 Meter geschwunden. —
— Für die Juwelen einer unlängst verstorbenen Pariser Schauspielerin gingen bei der Versteigerung nicht weniger als 1 214 578 Frank ein. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 14. Dezember.